Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 20 (1938)
Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 16. September 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binder A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

50,000 unselbständig erwerbende Frauen zu viel in der Schweiz
Eine englische Großindustrielle II
Ein Blick in das Kriegsland

Wochenchronik

Inland.

Im Hinblick auf die unsichere internationale Lage hat das **eidgenössische Militärdepartement**, gestützt auf die Ermächtigung des Bundesrates, die **Ladung der Minen zur Unterbrechung** der Straßen und Bahnen an allen Landesgrenzen angeordnet.

Da die Prüfung, ob ein Teil des Abwertungsgewinnes der Nationalbank für die Arbeitsbeschaffung verwendet werden kann, längere Zeit in Anspruch nehmen wird, hat der **Bundesrat** eine **Uebergangsvorlage entworfen**, wonach eine Summe von 70 Millionen Franken als Vorschuß auf das künftige Arbeitsbeschaffungsprogramm verwendet werden soll. Der **Beschluß**, durch den die teilweise Durchführung des Programmes bereits für 1939 möglich wird, ist von der **nationalrätlichen Kommission für Landesverteidigung und Arbeitsbeschaffung gutgeheißen** worden.

Im **Kanton Zürich** wurde die **Volksinitiative für Arbeitsbeschaffung und Krisenbekämpfung**, die einen 15 Millionen-Kredit verlangte, **zurückgezogen**, da die Forderungen im Gegenvorschlag der Regierung zum größten Teil berücksichtigt worden sind.

In **Schaffhausen** fand die **17. Tagung der Auslandschweizer** statt. Neben den Fragen des Ausbaues der **Auslandorganisationen**, der **Erziehung** und der **Wehrleistungen der Auslandschweizer**, waren von besonderem Interesse die Ausführungen des Chefs der eidg. Polizeiabteilung, **Dr. Rothmund**, über die **Stellungnahme** der **Schweiz** zur Flüchtlingsfrage und insbesondere zu der **österreichischen Emigration**. Die Abwehrmaßnahmen, die von verschiedenen Seiten als Gefährdung des schweizerischen Asylrechtes angesehen wurden, seien jedoch unbedingt notwendig gewesen, da auch die andern Staaten die Grenzen schlossen und der Abschiebung von deutscher Seite noch Vorschub geleistet worden sei. Die Schweiz könne wegen der eigenen Arbeitslosigkeit und der Gefahr der Ueberfremdung für die **Flüchtlinge** nur **Durchland** sein. —

Ausland.

Von der Lösung des sudetendeutschen Konfliktes hängt die Entscheidung über Krieg oder Frieden in Europa ab. Nachdem der **vierte Plan**, der die fast vollständige Autonomie bringen sollte, von der **tschechischen** Regierung bekannt gegeben worden ist, wurde eine **Petition** der Tschechen eingereicht, mit mehr als 1 Million Unterschriften, die die Regierung darauf aufmerksam machte, daß die Konzessionen nun ein Ende hätten. Präsident Benesch bezeichnete den Plan in seiner Radiorede als **staatspolitische Notwendigkeit** und als Opfer für den Frieden, denn die verschiedenen Nationalitäten fänden so die tatsächliche Gleichberechtigung.

Der **Parteitag der NSDAP.** in Nürnberg fand seinen Abschluß mit zwei Reden, die aufschlußreich waren für die zu erwartende Haltung Deutschlands in der sudetendeutschen Frage. **Göring** begründete u. a. die Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht für die Befestigungen in Westdeutschland, über die Notwendigkeit der Erhöhung der Arbeitszeit. Er erinnerte an das Bollwerk Deutschland-Italien-Japan gegen den Bolschewismus und äußerte sich sehr mißliebig über die Tschechoslowakei und England, über die Demokratien im allgemeinen, die mit dem Kommunismus einig gingen. **Hitler** betonte in seiner Rede hauptsächlich die Opfer Deutschlands für den Frieden, beispielsweise die gänzliche Aufgabe **Elsaß-Lothringens** und das **Flottenabkommen mit England.** Da es aber auch hier eine Grenze für die Deutschen gebe, fordere er die **Selbstbestimmung** für die **Sudetendeutschen** und verspreche ihnen ihre Hilfe, falls sie ihr Recht nicht erhalten würden.

Durch die Zusicherungen Hitlers ermutigt, veranstalteten die **sudetendeutschen Kundgebungen**, wobei es zu Straßenkämpfen kam. **Henlein** erklärte die Karlsbader Forderungen als abgetan und verlangte das Recht zur **Selbstbestimmung**. Die **tschechische Regierung** erließ daraufhin ein Versammlungsverbot und ordnete in mehreren Städten das **Standrecht** an. (Sofortige Aburteilung und Hinrichtung bei schweren Verbrechen, wie Mord und öffentliche Gewalttätigkeit). Diese Maßnahmen veranlaßten **Henlein** zur Stellung eines **Ultimatums** an die Tschechen, das die Zurücknahme des Standrechts und die Zurückziehung der Staatspolizei innert 6 Stunden forderte, wobei jede Verantwortung für die im Fall der Verweigerung stattfindenden Ereignisse abgelehnt wurde. Die **Tschechische Regierung hat das Ultimatum nicht** beantwortet, aber auf die Möglichkeit weiterer Verhandlungen hingewiesen. Im Lauf der Ereignisse haben sich nun die Unruhen zu einem **Bürgerkrieg** entwickelt, so daß **Henlein** den Wunsch der Sudetendeutschen nach **Anschluß** an **das Reich proklamierte**, da das Zusammenleben mit den Tschechen sich als unmöglich erwiesen habe.

In **England** und in **Frankreich** ist der bis jetzt abgelehnte Gedanke eines **Plebiszits** zur Rettung des Friedens aufgetaucht. Die Nachteile einer solchen Lösung werden jedoch nicht übersehen; es könnten neue Unruhen entstehen, da es noch andernorts deutsche Minderheiten gibt.

Auch **Italien**, das noch vor kurzem für die Lösung des Konfliktes innerhalb des tschechischen Staates eintrat, schwenkt nach der Rede Hitlers ab und erklärte sich für die **Abtrennung** der sudetendeutschen Gebiete und ermuntert heute sogar zu **Plebisziten aller Nationalitäten** in der Tschechoslowakei.

Bei den Besprechungen in **Genf** erklärte dagegen **Litwinow** dem französischen Außenminister **Bonnet**, daß **Rußland** es als bedauerlich empfinde, daß die Westmächte den Tschechen zu so weitem Entgegenkommen geraten hätten.

Im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen hat **Roosevelt** wohl zur Beruhigung seiner Wähler, die Erklärung abgegeben, daß die **Vereinigten Staaten in Europa** keine Bindungen eingegangen seien, die bezweckten, Hitler zurückzuhalten.

Die Lage hat sich in den Sudetendeutschen Gebieten so verschärft, daß eine rasche **Entscheidung** in irgend einer Form äußerst wünschbar ist. Die Hoffnung auf friedliche Lösung ist immerhin noch vorhanden, da zurzeit **persönliche Besprechungen** zwischen dem englischen **Premierminister Chamberlain** und **Hitler** in Berchtesgaden stattfinden. M. K.

Zum Bettag 1938

E. B. an diesem Sonntag sind wir alle aufgerufen, gleich viel welchen Geschlechtes, Standes wir seien, welcher Partei und Konfession wir uns zugehörig fühlen, als Schweizer sind wir aufgerufen, unser Land, unser Volk und in ihm auch uns selbst ganz besonders Gottes Hut anzuempfehlen. Eidgenössischer Dank-, Buß- und Bettag ist der volle Name, der diesem Tag gegeben ist.

Wir halten es verschieden rings im Lande. Viele sind es, die vergessen, daß Bettag ist, sie haben noch nicht stillestehen gelernt im eiligen Gang der Tage, und in einer Stunde der Besinnung Kraft zu schöpfen aus Quellen, deren Rauschen wir nur in der Stille vernehmen können. Anderen ist es längst Bedürfnis geworden und wesentlicher Bestandteil ihrer Lebensgestaltung, sich einzuordnen in die große ungekannte Gemeinschaft derer, die ihren „Weg zu Gott" suchen und, ob tastenden Schrittes und unsicher, ob als Weggewohnte, oder auch zeitweise als Altzusichere, diesen Weg immer wieder zu gehen versuchen. Wir können wohl nie ganz wegkundig werden, wir müssen wohl immer wieder „uns finden lassen", wenn wir uns verirren. Aber es kommt nicht darauf an, daß wir eine helle und schnurgerade Straße zu wandern haben, sondern auf unseren Willen, auch durch Nacht und Dunkel und nach Um- und Irrwegen immer wieder und in aller Eindeutigkeit auf das eine Ziel uns auszurichten, daß der Weg „zu Gott" führe.

Dunkel genug ist es um uns. Und dunkel genug droht Unheil überall um uns. Seit den Jahren des Weltkrieges ist Kriegsgefahr nie mehr so unmittelbar nahe gewesen. So müssen wir die Zeichen deuten rings um uns: rasend schnell arbeitende Aufrüstung jenseits der Nordgrenze unseres Landes, Hochzüchtung des Kriegsgeistes jenseits der Südgrenzen, Aufrüstung ringsum und überall, so daß auch unser Land sich gezwungen sieht, darin sein Aeußerstes zu tun. Sicher will auch heute keines der Völker den Krieg und die Frauen, die heute, in den faschistischen Staaten vor allem, aber in weniger drakonischer Art auch anderswo, aufgerufen werden, dem Lande mehr Kinder zu gebären, werden mit gleicher Zärtlichkeit allüberall ihre Neugeborenen an sich drücken und es empfinden: Leben, junges, warmes Leben, das im schaffen durfte, wie will ich dich schützen und hegen!

Aber Mütter und Väter, Söhne und Töchter sind eingereiht in die Scharen ihres Volkes, sind schicksalsverbunden mit dem Volke, in dessen Mitte sie leben, mit der Scholle, die ihnen Heimat ist. Und heute, da das Schicksal zweier großer Völker, ihr Machtkampf um politische und wirtschaftliche Vormachtstellung durch das Verhalten ihrer Diktatoren bestimmt wird, da Idee gegen Idee steht, Diktatur gegen Demokratie, heute ist kein Volk in Europa mehr, das nicht zittern müßte im Gedanken an ausbrechenden Kriegswahnsinn.

Wahrlich, wir haben Grund, am Buß- und Bettag um Bewahrung vor Unheil zu bitten. Rückschauend, und im Gedenken an all das Furchtbare, das in China und Spanien geschieht, hinschauend auf unser blühendes Land, das gerade jetzt in der Fülle des herbstlichen Segens steht, auf unsere unversehrten Häuser und unsere noch ungefährdeten Lieben, da haben wir nur zu danken, aus vollem Herzen Gott zu danken. Und alle Sorgen und Spannungen, ob wir sie sonst als noch so groß sehen, mögen sie nun den Milchpreis, die Verdrängung der Frau aus den Berufen, die Zölle auf Fett und Oel oder was immer angehen, mögen sie durch Krankheit in der Familie oder am eigenen Leibe wegen Erziehungsfragen oder Geldknappheit oder durch was immer hervorgerufen sein, sie werden kleiner und tragbarer, wenn wir in großem Dankgefühl uns all unserer noch so unversehrt vorhandenen Werte freuen. Und welche Werte geistiger Art sind uns Schweizern gegeben, an die wir heute ganz besonders und dankbar denken wollen: Ordnung, ein Recht, das noch gilt für alle seine Bürger, Freiheit des Denkens und Redens, damit Offenheit des Wesens und das Vertrauen, daß auch der ungekannte Nachbar es gut mit uns meine oder doch zumindest uns nicht übel wolle.

In einer Zeit der Wende, da das gestern trübe war, und das morgen dunkel vor uns liegt, sind wir da nicht ganz besonders aufgerufen, an jedem neuen Tage, in jedem neu anbrechenden Heute uns jedem Strahl des Lichtes zuzuwenden? Und Licht ist immer noch da, wenn wir bereit sind, es zu empfangen. Keine Dunkelheit ist so schwarz, daß suchende Augen, sehnende Herzen nicht den Funken Lichtes fänden, der — und wenn es nur im eigenen Inneren wäre — Leuchtkraft hätte. Stilles Gebet am Bettag, sei es allein im Kämmerlein oder an irgend einem schönen Erdenfleck, sei es in der Gemeinschaft eines Gotteshauses, kann uns bereit machen, daß wir den Funken Lichtes ahnen. Und das ist es, was in düsteren Zeiten der Verdunkelung — unsere pflichthaft demnächst wieder zu leistende Verdunkelung ist ja gerade Symbol einer größeren Dunkelheit als Stätte des verirrten Menschen — am meisten Not tut: dennoch Lichtträger sein oder doch sein wollen, suchen nach dem Licht, das uns in Leid und Dunkel leuchten soll, teilen und weiter geben, was wir an Lichtem und Zuversichtlichem erleben. In „kleinen Zeiten" können wir Lichtes überall erleben, Freude in der Familie, in der Arbeit, an Freunden, in der Natur, aber in den Tagen der Bedrängnis, da die Angst vor dem ungekannten Morgen uns zaghaft macht, da wir in wachsender Verzweiflung ob all der Not und Qual rings um uns keinen Ausweg mehr sehen, da lernen wir einsehen, daß eigene Kraft nicht reicht, Unheil zu bannen, Licht in Dunkelheit zu tragen. Und so mag es wohl kommen, daß wir uns heute am Bettag mehr als je und inniger und eindeutiger mit der Bitte um Licht, um Kraft für gute und böse Tage zu Gott hin wenden, der schließlich die Geschichte der Großen und der Kleinen, der Völker und ihrer Herrscher allein in Händen hält. —

Aus der Oxford-Bewegung

Teilnehmerinnen an der „Weltkonferenz der Oxford-Gruppe für geistige und moralische Aufrüstung" senden uns den folgenden Bericht:

„Interlaken die Antwort auf Versailles."

Unter diesem Leitwort hatten sich 2000 Menschen aus allen Erdteilen in Interlaken zusammengefunden, um auf die größten Probleme der Welt durch persönliche Erfahrungen von

Möge Gott uns die Fähigkeit verleihen, unser häusliches Leben in Einfachheit und guter Sitte unserem öffentlichen Leben anzuschließen und dieses selbst einer gesunden und glücklichen Entwicklung offen zu halten!

Möchte er uns hiefür ein unbefangenes und redliches Herz und die Kraft geben, mit der Würde und Ruhe eines Volkes, das der Freiheit gewohnt ist, zu raten, zu tun, was Kirche, Schule und unser gesamtes bürgerliches Leben im steten Fortschreiten erfordern! Möchte er uns hiezu feste Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit schenken und uns vor dem Eifer böser Leidenschaft bewahren, der niemals gute Früchte bringt!

Gottfried Keller, aus dem Bettagsmandat vom Jahre 1867.

Lukas

6

Von Marie Bretscher.

Ein Haus an der Stadtgrenze. Hoch oben, unter dem Dach, eine kleine Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern, einem Alkoven und einer Küche. Dahin wurde Lukas von seiner Mutter gebracht, nachdem er drei Wochen bei seiner Tante gewesen war. Er staunte. Die alten Möbel waren hier, allein sie standen fremd, nicht recht zugehörig in der neuen Umgebung. Sie schienen sich der hellen, leichtsinnig anmutenden Tapeten zu schämen und diese wiederum blickten hochmütig auf die dicken, braunen Klötze. Auf einem Tischchen in der Nähe des einen Fensters, über dem die Decke schräg in die Höhe stieg, stand die Strickmaschine. Daran verbrachte die Mutter in der kommenden Zeit alle vom Haushalt nicht beanspruchte Zeit, und wenn Lukas sich später zurückerinnerte, sah er dies schwarze Ding wie einen Tümpel, über dem der Mutter Antlitz langsam schmaler und blasser wurde und verging.

An dieses Fenster durfte Lukas nie stehen, da seine Gestalt der Mutter das Licht von der Arbeit genommen hätte, das andere, zweite aber gehörte ihm. Freude und Schrecken, Lust und Angst mischten sich in ihm, als er zum erstenmal hinzutrat um durch die Scheibe zu sehen. Die Häuser in der Umgebung waren niederer, er sah über sie hinweg, sah über kleine Gärten und Gemüseland. Aber dann war es, als stiege ein Heer von Riesen mit wuchtigen Gebärden, mit in der Abendsonne funkelnden Helmen und Lanzen aus der Erde empor. Reglos und dennoch voller Bewegung standen sie, eine schwere, dunkle sich niemals öffnende Masse.

So empfand es Lukas, und wie er erschüttert die Augen senkte, schoß eine breite Straße wie ein Strom direkt unter seine Füße. Ihn schwindelte, er mußte sich am Gesims festhalten. Erst jetzt wurde ihm ein leises Rauschen bewußt, das seine Ohren schon lange gehört hatten. Von dort unten kam es, von den kleinen, surrenden Wagen, die wie Federn schnell und leicht über die Straße getrieben wurden. Er öffnete das Fenster, um zu sehen, wohin sie fuhren. Ein Dachrand verbarg ihm den Bogen der Straße. Erst, wo dieser an der Ecke des Hauses jäh abbrach, kam sie wieder hervor, stürzte sich breit und gerade ins Land hinein, Wiesen und Felder gebieterisch auseinanderhaltend, Platz schaffend für diese kleinen, schwarzen, surrenden Wagen.

Die Sonne hatte den sichtbaren Raum verlassen. Der Himmel wölbte sich still, in unbeschreiblicher Reinheit über der Erde. Lukas hatte einen Stuhl ans Fenster gestellt, kniete darauf und wurde des Schauens nicht müde. Die Mutter rief ihn zum Essen. Sie hatte Reis und Pflaumen, seine Lieblingsweise gekocht.

„Gefällt es dir hier?", fragte sie, mit einem Lächeln, das er schon lange nicht mehr an ihr gesehen hatte.

Er bejahte, voller Ueberzeugung. Einen Augenblick geisterte Bergit durch seinen Sinn und versank, bevor sie lebendig werden konnte. Nach dem Essen bezog er noch einmal seinen Aussichtsturm, wie er den Sessel nannte. Das Heer der Riesen hatte sich in ein Meer verwandelt, dunkel, mit tausend und abertausend Lichtern. Spitze Wogen schlugen empor, und manchmal fuhren seltsame Scheine hin und her, als wäre irgendwo ein Schiff in Not. Lukas merkte gar nicht, daß seine Augen sich geschlossen hatten, denn er sah immerfort mächtige Wogen, auf denen die Lichter auf und ab glitten wie kleine Schiffe. Zuletzt saß er selber in einem winzigen Boot, hielt sich krampfhaft fest, und fuhr dann auf dem Dach eines der surrenden Wagen in die Ferne.

Lukas stieg die vielen Treppen hinab, um in die Schule zu gehen. Das erstemal hatte seine Mutter ihn hingebracht und abgeholt. Ein Stück weit hatte er auf der breiten Straße zu gehen, dann in eine Gasse einzubiegen, an deren Ende sich ein weiter Platz öffnete.

„Das ist ein Schloß" hatte Lukas an jenem ersten Tag, auf das hinter zwei Reihen Bäumen stehende Gebäude zeigend, gesagt.

Die Mutter, selber bänglich, hatte stumm genickt. Sie waren durch eine Tür getreten und hatten sich in mächtigen Gängen verirrt. Lukas hatte nicht begreifen können, wie die Kinder es wagten, auf den Böden, wie er noch keine gesehen, so laut herumzuspringen. Jemand hatte sie endlich in ein stilles, grünschattiges Zimmer geführt. Allein, bevor sie sich hätten ausruhen können, mußten sie wieder gehn. Die Mutter verabschiedete sich, und Lukas wurde in ein Zimmer gebracht, in dem der Lärm bis an die Decke aufspritzte und unheimlich rasch verstummte.

Auf dem Heimweg schloß sich ihnen ein Mädchen an, das im Parterre desselben Hauses wohnte. Es hieß Agnes, hatte ein blasses, unscheinbares Gesicht, das durch nichts anzog, als durch seine lebendige Freundlichkeit. Die Haare, von einem fahlen Blond, fielen ganz gerade wie ein stilles Wasser zum Hals hinab, wo sie sich leise einwärts bogen. Agnes Vater war Briefträger, die Mutter hielt das Treppenhaus in Ordnung, wodurch sie billiger wohnen konnten. Noch ehe sie nach Hause kamen, hatten die Kinder Freundschaft geschlossen. Lukas war entzückt. Während er mit seiner Mutter die Treppen hinaufstieg, wartete Agnes unten, und er blickte immer wieder über das Geländer, um sie noch einmal zu sehen.

Als Lukas nun an diesem Morgen die Treppe hinabging, öffnete sich im ersten Stock die Tür, ein reizendes Mädchen erschien und schloß sich ihm an.

„Wie heißest du?", fragte es kurz.

„Lukas, und Du?"

„Hadwig."

Sie musterte ihn eingehend, hob dann den Arm und blickte auf ein winziges Uehrchen.

„Wir müssen gehen" sagte sie.

Lukas folgte ihr eingeschüchtert.

„Bist du wieder da?", fragte Agnes freundlich, als sie unten ankamen.

„Wie du siehst", antwortete Hadwig kühl.

Sie war die größte von den dreien. Agnes, die kleinste, hatte die meiste Mühe zu folgen, da Hadwig mit ihren langen Beinen so schnell ausschritt, daß auch Lukas sich wehren mußte, um mithalten zu können. Vor dem Schulhaus schlug Hadwig einen Wettlauf zum obern Gang vor. Agnes konnte nicht mehr mitmachen. Sie sah kränklich aus und schaute wehmütig, wie die andern gewandt und kräftig im Innern des Hauses verschwanden.

Bei Agnes war es Lukas wohl. Sie war wie eine weiße Blume, die Licht aufnimmt und abgibt, ohne es zu wissen. Sie half Lukas über die ersten Schulschwierigkeiten hinweg, und wenn dieser sich von Hadwig einfangen, zu ungestümen Wettläufen und andern Dingen überreden ließ, wartete sie geduldig, bis er wieder kam. Manchmal stieg sie die vielen Treppen zu ihm empor. Ungefähr auf jeder zehnten Stufe ruhte sie aus, denn ihr

Einzelnen und Gruppen eine Lösung zu zeigen. Die Welt steht am Scheidewege. Hier liegt die Wahl: entweder Gottes Führung oder Kanonen. Wir müssen die Stimme Gottes hören, oder wir werden Kanonen hören. Es gibt keinen Weg zum dauernden Frieden als Gottes Kontrolle über Menschen und Völker. Die Stimme Gottes muß wieder zur Stimme des Volkes werden.

Ein Delegierter von der Friedenskonferenz in Versailles 1919 sagte: „Ich bin davon überzeugt, daß wir hier in Interlaken nicht nur die Antwort auf den Versailler Vertrag haben, sondern daß hier auch das Aufbaumaterial und die Lebensgrundlagen sind, die derartige Katastrophen unmöglich machen können." — Alle Staatsmänner sind sich darin einig, daß die Welt ein neues geistiges und moralisches Klima braucht. Der Ministerpräsident von Norwegen und norwegischer Delegierter am Völkerbund erklärte diesen Sommer: „Ich bin überzeugt, daß der einzig mögliche Weg aus den schwierigen Problemen von heute und den nächsten Jahren in der Anwendung absoluter Ehrlichkeit in allen politischen und internationalen Fragen besteht. Ich will die Oxford-Gruppe erneut in die nordischen Länder einladen und hoffe auch, daß sie diesen Herbst mit uns in Genf während der Völkerbundstagung sein wird. Wir haben in den nordischen Ländern heute eine Zusammenarbeit wie noch nie. Es ist kein Zweifel, daß die Oxford-Gruppe in hohem Maße zu dem geschlossenen Zusammengehen der verschiedenen Parteien Norwegens und zwischen den verschiedenen Ländern des Nordens beigetragen hat."

Eine große Zahl von Dänen, Finnen, Schweden und Norwegern sprach aus persönlicher Erfahrung davon, wie die Annahme von Gottes Führung und absoluter Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe zur Grundlage ihres nationalen Lebens zu werden beginnt. Dies ist geistige Aufrüstung, eine wahre Revolution, bei Dir und mir beginnend, aber mit nationaler Konsequenz.

„Die nordische Völkerfamilie mag geeint und friedlich sein", sagte eine dänische Journalistin, „aber sie hat andererseits alle Elemente, die zur heutigen Krisis geführt haben: zerrüttete Familien, persönliche Disziplinlosigkeit und kollektive Verantwortungslosigkeit. Eine neue, kompromißlose Hingabe an Gott kann uns jene Kraft bringen, die uns auch für andere Länder aktiv macht. Wir sind entschlossen, eine neue Lebensqualität in unser Land und in die Nachbarländer zu bringen. Gottes Führung ist eine nationale Notwendigkeit und eine übernationale Antwort."

Die nordischen Länder stehen nicht allein in die er moralischen Aufrüstung. Bedeutende Persönlichkeiten aus Japan und China trafen sich in Interlaken, um gemeinsam die Botschaft von Gottes Führung in den Fernen Osten zu tragen. Unter ihnen befanden sich Rev. Logan Roots, Bischof von Hankau und persönlicher Freund des Generals Chiang Kai-shek, T. S. Mitsui, Bruder von Baron Mitsui, dem Großindustriellen in Japan, und J. K. Kasai, Mitglied des japanischen Parlaments.

Für das heute so brennende Problem der Minderheiten zeigten Vertreter von zwölf Minderheitsgruppen davon, wie Gott den gegenseitigen Haß ausrotten kann und die Menschen frei macht zu tätiger Liebe für den andern. — Der Frieden wird erkauft mit dem Kampf gegen die Selbstsucht. Ein arabischer Lehrer beweist dies, indem er einen Juden für eine Stellung in der Regierung vorbereitet. So arbeiten in der Gruppe in Palästina Juden, Araber und Engländer zusammen, um gemeinsam den Plan Gottes für die Lösung des Konfliktes zu verwirklichen.

Wenn es wahr ist, daß Gott einen Plan für alles hat, dann hat er auch seine Werkzeuge. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind können, wenn sie auf Gott hören, ein solches werden und zur moralischen Aufrüstung der Völker beitragen.

Wenn Frauen sich ganz einsetzen, können sie eine neue Welt aufbauen. Dieser Gewißheit begegnete man bei all den vielen hundert Frauen, die in Interlaken sich für den Weltkrieg gegen die Selbstsucht mobilisierten. Die Qualität der Frauen macht die Qualität des Landes aus. Diese schwere Verantwortung wurde für sie eine freudige Zuversicht.

Marjorie Carpenter, frühere Rektorin einer Universität in Canada erklärte: „Es geht nicht um die Frage ob Karriere oder Heirat. Ausschlaggebend ist, welchen schöpferischen Beitrag jede Frau ihrem Lande gibt. Gott allein kann ihr dies zeigen. Nur wenn sie ihre Liebe dazu braucht, den Mitmenschen für die geistige und moralische Aufrüstung anzufeuern, dann können wir dauernden Frieden haben und wir Frauen werden zu den Erbauern einer neuen Weltordnung".

„Als Vorkämpferin für Frauenrechte" fuhr Mrs. J. B. Binns aus London fort, „lebe ich heute ein, daß es nicht Konkurrenzsucht, Verteidigung oder Minderwertigkeitsgefühle sind, die mich anspornen, etwas zu leisten. Wenn die Frau sich unter Gott stellt, kommen ihre wertvollen Fähigkeiten zur höchsten Entfaltung. Jung und alt, Verheiratete und Unverheiratete können einen aktiven Teil in der moralischen Aufrüstung nehmen und der Welt Gesundung bringen.

„Ein glückliches und harmonisches Heim zu schaffen, ist der erste Schritt", sagte eine junge Schweizerfrau. „Aber angesichts der Kriegsatmosphäre in Europa sehe ich meine Aufgabe in ein neues Licht gerückt. Meine Liebe für Mann und Kinder darf nicht durch Besitzerwillen banal werden. Mein einziges Ziel für meine Söhne sehe ich darin, sie so zu erziehen, daß sie ihr Höchstes für Volk und Staat geben können, d. h. die Schweiz unter Gottes Führung zu bringen."

Was geschieht, wenn die Frauen der 42 Nationen, die hier in Interlaken vereinte waren, dasselbe Programm in ihre Heimat mitnehmen? Welches sind die Waffen, die wir Frauen bereit haben für die geistige und moralische Offensive in unserer Nation?

Es sind:

Unser angeborener Sinn für Kleinigkeiten, d. h. unsere Fähigkeit, dieselbe kleine Sache immer wieder zu tun.

Unsere Fähigkeit, mit dem Herzen zu denken und mit dem Verstand zu fühlen und Gedanken und Gefühle sofort in Tat umzusetzen.

Unsere Aufopferungsfähigkeit.

Unsere Bereitschaft, das eigene Leben zu verlieren, um Neues zu schaffen.

Unser Geschick im Versöhnen — wie viel Zeit verbringen Frauen täglich, Puffer zwischen Vater und Kindern zu sein.

Frauen, die inspirierenden und schöpferischen Versöhnerinnen der Nationen. Diese Waffen von Gott geführt, können dazu dienen: Mißtrauen zu überwinden, Liebe zu wecken und der Nation eine Seele zu geben.

Eine Frau kann eine Nation ins Verderben stürzen. Eine von Gott geführte Frau kann eine Nation retten. Wenn Frauen ihre Kräfte unter der Herrschaft Gottes gebrauchen, können sie die Welt neu aufbauen.

Interessiert Sie das?

Bei der Volkszählung 1930 zählte man in der Schweiz

1 514 787 Kinder

Von ihnen leben in Familien

mit 1–2 Kindern:	583 748 Kinder
mit 3 Kindern:	310 215 Kinder
mit mehr als 3 Kindern:	**620 824 Kinder**

50'000 unselbständig erwerbende Frauen zu viel in der Schweiz?

So wird in einer amtlichen Verlautbarung behauptet. Es handelt sich um ein Kreisschreiben des Volkswirtschaftsdepartements des Kantons Solothurn an sämtliche Industrie-Unternehmungen dieses Kantons. Das Kreisschreiben wurde neuerdings inhaltlich auch vom Kanton Zug übernommen. Trotz der Versicherung, „daß es sich sicher keineswegs darum handeln könne, die Entwicklungsmöglichkeiten der Frau grundsätzlich zu hindern und ihre Tätigkeit im Gesamten auf den Hausdienst zurückzuführen" — trotz der zum Ausdruck gebrachten Einsicht, „daß auch die Frau einen Anspruch darauf habe, ihre Fähigkeiten in dem ihr zusagenden Beruf zur Anwendung zu bringen" — ja, trotz dem Eingeständnis, „daß unsere Volkswirtschaft vielfach auf die Kräfte der Frau in Fabrik und Büro angewiesen ist" — wird darin die Forderung erhoben, 10 Prozent der unselbständig erwerbenden Frauen der Schweiz, das heißt rund 50,000, allmählich durch Männer zu ersetzen!

In der Presse sind seither diese Kreisschreiben lebhaft kommentiert worden, leider größtenteils in einer Art und Weise, die nicht unwidersprochen bleiben darf.

Besonders ungerechte Vorwürfe werden gegen die Frau in den kaufmännischen Berufen erhoben. Sie wolle etwas Besseres sein als Hausangestellte und dränge sich daraum in die Büros. Der Mann müsse zum mindesten zuerst eine dreijährige kaufmännische Lehre durchmachen, während ein aus der Sekundarschule entlassenes Mädchen sofort eine Stelle in einem Büro finde und gerade so viel verdiene, wie ein der Lehre entlassener Jüngling. Wieder andere Leute behaupten, daß in den kaufmännischen Berufen die weiblichen Arbeitskräfte deshalb vorgezogen würden, weil sie billiger arbeiteten als die Männer.

Wie verhält es sich nun eigentlich in der Wirklichkeit?

Aus den Zahlen der Arbeitsämter und Stellenvermittlungen scheint tatsächlich hervorzugehen, daß heute in den kaufmännischen Berufen die Frauen leichter Stellen finden als die Männer. Ein genaueres Studium ergibt, daß es hauptsächlich eine besondere Kategorie der weiblichen kaufmännischen Angestellten ist, die sehr gesucht wird: Es ist die junge Stenotypistin, die möglichst in drei Sprachen stenographiert. Ein tieferes Eindringen in diese Fragen wird weiter ergeben, daß heute für diesen Beruf nicht etwa „ein bißchen Maschinenschreiben und Stenographie" genügt. Die Anforderungen an die Stenodaktylographin sind in den letzten Jahren immer größere geworden. Nur die in unseren guten staatlichen Handelsschulen 2—3 Jahre lang ausgebildeten Anwärterinnen oder diejenigen, die eine gute Lehrzeit von drei Jahren absolviert haben, können den gestellten Ansprüchen gerecht werden. Es ist keineswegs ein Kinderspiel, im gehetzten Tempo schwierige Diktate aufzunehmen und sie ebenso gehetzt auf die Schreibmaschine zu übertragen. Diese Diktate werden durchaus nicht immer so fehlerfrei, deutlich und stilsicher gegeben, daß die Beherrschung der rein technischen Funktionen des Maschinenschreibens und der Stenographie zur guten Wiedergabe genügen würden. Ein besonders großer Nachteil dieser Beschäftigung ist ihre Einseitigkeit. Nicht umsonst mehren sich in erschreckender Häufigkeit die Fälle, in denen nach 10—15jähriger Ausübung des Berufes eine Weiterführung desselben unmöglich wird, weil die Nerven in irgend einer Form versagen.

Die Entwicklung der Wirtschaft, das Vorherrschen der Großbetriebe, in der letzten Zeit die besseren Arbeitsmöglichkeiten in der Maschinen- und Metallbranche, haben die vermehrte Nachfrage nach der Stenotypistin gebracht. Aber verfolgen wir die Stellenangebote genauer: Es ist stets und einseitig die „junge Stenotypistin", die gesucht wird. Bewerberinnen für allgemeine Büroarbeiten, für Buchhaltung sind beinahe ebenso schwer zu vermitteln wie ihre arbeitslosen Kollegen. Vielleicht noch schwerer aber hält es, ältere weibliche Büroangestellte unterzubringen. Gerade weil die Anstrengungen des Berufes in jüngeren Jahren oft ihre Nerven in so hohem Maße verbraucht haben, aber allgemein auch deshalb, weil eine Büroangestellte über 30 Jahre ganz einfach als „zu alt" bezeichnet wird.

Die heutige Entwicklung unserer Wirtschaft hat diesen schweren und durchaus ernst zu nehmenden Beruf der Stenotypistin geschaffen. Die weibliche Büroangestellte ist dafür nicht verantwortlich, sie sieht mit Sorge, daß ihre Arbeit immer einseitiger, immer eintöniger und darum mühsamer, gesundheitsschädlicher wird. Wer tatsächlich mit diesen Menschen in Berührung kommt, weiß, wie gerne sie den Beruf aufgeben, um in die Ehe zu treten, und weiß auch, daß sie in der Regel bessere Hausfrauen geben als jene, die nie gezwungen waren, ihr Brot verdienen, ihre Zeit einteilen zu müssen.

Was aber ist das Geheimnis, das die Frau, nicht der Mann für diese Arbeit gesucht wird?

Die Kritiker suchen die Gründe, weshalb die Frau dem Mann für diese Arbeit vorgezogen wird, meist am falschen Ort. Die Tatsachen sind doch so einfach und klar. Nach einer weit verbreiteten Auffassung darf man es dem Mann nicht zumuten, jahrelang Registrierkärtchen nachzuführen oder Briefe nach Diktat zu schreiben. Die Frau im Büro möchte auch lieber weniger eintönige und weniger anstrengende Arbeit tun, sie beklagt es bitter, daß ihr der Aufstieg in ihrem Beruf, den sie mit gleicher Ausbildung und gleichem Ernst ausübt wie der Mann, immer mehr verwehrt wird. Aber sie denkt realer, ist anpassungsfähiger. Sie nimmt die Abhängigkeit, die Unselbständigkeit ihrer Arbeit auf sich, weil sie eben ihr Brot verdienen muß. Die Dämchen, die nur zum Zeitvertreib ein wenig arbeiten — sie sind nicht häufiger anzutreffen als die jungen Herren, bei denen das auch zuweilen vorkommen soll.

Die Wirtschaft verlangt flinke, ausdauernde Stenodaktylos. Viele Erfahrungen zeigen aber, daß der Mann Mühe hat, sich auf diese Beschäftigung einzustellen, daß er oftmals nicht imstande ist, die hohen Ansprüche an geläufige Stenographie und Maschinenschreiben zu erfüllen, und daß er sich vielleicht auch wirklich weniger für diese Arbeit eignet. Und nun wird tatsächlich und in allem Ernst, ja, mit amtlichem Nachdruck vorgeschlagen, das Problem so zu lösen, daß man diese tüchtigen Frauen zwingen möchte, ihre Posten aufzugeben und sie Männern abzutreten! Die weiblichen Angestellten bedauern diese kurzsichtige Haltung — sie haben sie nicht verdient! Und so wird es eine gute Lösung nicht geben, diese kann nur gefunden werden in gemeinsamer Bemühung, nicht auf Kosten der einen zugunsten der anderen!

Schweiz. Verband von Vereinen weiblicher Angestellter.

Landesmutter*

Wer in diesen Tagen in den Zeitungen von den Festlichkeiten anläßlich des vierzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Wilhelmina von Holland las, wer sich dabei klar machte, mit welchem Enthusiasmus das niederländische Volk an seiner Königin hängt, die es ruhig wagen kann, sich ohne jegliche „Leibwache" inmitten ihres Volkes zu bewegen, der hat sich wohl fragen müssen — eine praktisch müssige und dennoch berechtigte Frage — wie es wohl um den Frieden in Europa stünde, wenn mehr Länder von Rang an oberster Stelle dem Einfluß solcher Frauen unterstünden.

Aehnliche Betrachtungen finden wir auch in folgenden, dem „Bund" entnommenen Zeilen:

„Es sind starke Bande der Liebe und der Hochachtung, der Bewunderung und der Dankbarkeit, die die Holländer mit ihrer Königin verbinden. Wer dieser Tage in Holland weilte, der konnte sich von diesen Gefühlen überzeugen. Jeder Holländer feierte mit Freude mit; jedermann schmückte sich mit den Farben des Königshauses. Doch alle Dekorationen waren nur ein äußeres Zeichen der Verbundenheit zwischen der Bevölkerung Hollands und ihrer Königin. Es überraschten das freudige Tanzen auf der Straße, ein Brauch, sonst nur den südlichen, temperamentvollen Völkern eigen, und die vielen Volksspiele mit frohem Singen. Doch als die Königin eine Ansprache im Radio hielt, blieb plötzlich alles still, der Verkehr auf der Straße stockte, und man lauschte andachtsvoll den Worten, die mit fester, klarer Stimme vorgetragen in den Lüften erklangen. Auffallend ist auch die Zärtlichkeit, mit welcher man hier die Bilder der Kronprinzessin und ihres kleinen Töchterchens, die die Hoffnung auf das Fortbestehen der Dynastie bilden, betrachtet.

Sieht man all die Beweise dieser Liebe und Achtung, die der Königin heute bezeugt werden, so hat man das Empfinden, daß es sich hier nicht um eine Herrscherin, sondern um eine Landesmutter handelt, und unwillkürlich steigt der Gedanke auf, daß Holland ein Matriarchat darstellt, das die Berechtigung dieses Matriarchats bezeugt.

Die Königin von Holland ist, wie Isabella von Kastilien, wie Elisabeth von Ungarn, wie Katharina Sforza, Elisabeth von England, Maria Theresia, Katharina die Große und Viktoria von England, ein Beweis, daß Frauen sich für die Regierung vorzüglich eignen. Das Schalten und Walten im Hause, das traditionsmäßig ein Organisationstalent bei den Frauen

* Vergl. Nr. 34 vom 26. 8. 1938: „Zum Regierungsjubiläum der Königin Wilhelmina der Niederlande".

Eine Tasse Ovomaltine zum Frühstück ist eine gute Unterlage für den ganzen Tag.

Fr. 2.- u. 3.60 Dr. A. Wander A.-G., Bern

Herz hatte einen kleinen Fehler. Frau Mong faßte Zuneigung zu dem sanften Kind, es durfte ihr zusehen, wenn sie strickte, oder sie legte auch einmal die Hände in den Schoß, um mit ihm zu plaudern.

Oester jedoch war Lukas in der Parterrewohnung zu finden. Hier war alles so nah. Vorübergehende Menschen warfen ihre Schatten durch die Fenster. Automobile sausten vorbei, man fühlte sich mitgerissen. Nur den Arm brauchte man auszustrecken, um mitten drin zu sein.

Einmal stritten die Kinder darüber, wo es schöner sei.

„Bei euch oben", sagte Agnes, „ihr habt so viel Himmel, daß man immer zu fliegen meint."

„Nein, hier", beharrte Lukas, vergaß jedoch sein Urteil zu begründen, da ein heftiger Lärm sie verstört aufsahren ließ.

Zwei Auto waren ineinandergestoßen, ein drittes stand quer über die Straße. Sofort sammelten sich Menschen an. Eine Gestalt wurde aus der Masse getragen.

„Sie kommen zu uns herein", flüsterte Lukas.

Frau Günther schleppte eine Matratze aus dem Schlafzimmer und warf sie zu Boden, holte Kissen, Tücher, Watte und Wasser herbei: es war nicht das erste Mal, daß jemand da herein getragen wurde. Besussam legte man die Verunglückte hin. Ein Herr kniete neben ihr, versuchte das Blut zu stillen, das immerfort aus ihrem Halse quoll. Es rieselte über seine Hände, über die Matratze, schon bildete sich eine Lache um seine Knie.

„Watte, mehr Watte!" schrie er verzweifelt.

Frau Günther riß alle Ballen auf und er preßte sie gegen den verletzten Hals, wo sie eine, zwei, drei Sekunden weiß blieben, dann rot und röter wurden von dem fremden Leben, das seinem Körper entfloh.

Die Verletzte öffnete die Augen, furchtbar farblose Augen, die wie bei einer Marmorstatue offen blieben und doch zu schlafen schienen. Der Arzt stürzte herein, schob den Mann beiseite, nahm die Watte von der Wunde. Das Blut floß nur noch spärlich, das Herz hörte auf zu schlagen. Eine ungeheure Stille kam in den Raum, schob die Wände auseinander, löschte die Menschen aus, bis auf den einen, nicht mehr atmenden, der in riesenhaften Umrissen in der Mitte des Weltalls lag. Lukas streckte den Arm aus, wie um sich irgendwo zu halten und sah, daß der Arzt sich erhob und dem Fremden aufhalf. Frau Günther schob ihm einen Stuhl hin, und Agnes kauerte vor ihm und wusch, so gut es ging, das Blut von seinen Knien. Das Zimmer war nun wieder voll Bewegung, nur um die Tote stand die Luft still, hing schlaff über den bunten Farben des Kleides, die unter dem verblichenen Gesicht das maßlos grelle Aussehen künstlicher Blumen hatten. Vor dem Haus hielt ein Sanitätsauto. Zwei Männer kamen herein, hüllten die Tote in ein Laken und trugen sie hinaus. Der Arzt und der Fremde folgten, letzterer kopfschüttelnd, als hätte er oder sonst jemand einen ungeheuren Irrtum begangen.

Lukas war erstaunt, daß der Tag nicht ganz und gar vorbei war. Die Sonne schien noch ebenso hell, wie vor dem Unglück. Menschen gingen an den Fenstern vorbei und warfen ihre Schatten durch die Scheiben. Wagen sausten die Straße entlang, und die darin Sitzenden fuhren ahnungslos über die Stelle, wo der Tod seinen Arm ausgestreckt und einen der Ihren aus der Reihe geholt hatte. Während Frau Günther und Agnes das Zimmer aufräumten, packte Lukas seine Schulsachen zusammen und ging. Auf der Treppe begegnete er Hadwig.

„Hast du die Tote gesehen?" fragte sie.

Lukas bejahte. „Sie war..."

Hadwig hob die Hand und verzog abwehrend das Gesicht.

„Nein, laß nur. Ich gehe noch ein wenig hinaus, kommst du mit? Die Schulsachen kannst du zu uns hineinlegen und sie dann nachher mit hinaufnehmen."

Lukas war einverstanden. Hadwig nahm ihm die Sachen aus der Hand.

„Warte", sagte sie, „Papa ist hier, sie wollen nicht gestört sein."

„Geht er denn wieder fort?" fragte Lukas, als sie die Treppe hinabstiegen.

„Ja, er hat Geschäfte, er kann nie länger als zwei bis drei Tage bleiben. Dafür bringt er uns jedesmal einen ganzen Koffer voll Geschenke."

Lukas blickte bewundernd in Hadwigs Gesicht.

„Wie sieht er aus?" fragte er, wie man sich nach dem Aussehen eines Märchenprinzen erkundigt.

„Wha" machte Hadwig, übersprang vier Stufen, rannte aus dem Haus und davon, Lukas ihr nach.

Auf einer in der Nähe gelegenen Abbruchstelle liefen sie auf Balken und Steinen herum.

„Wir wollen uns verstecken", schlug Hadwig vor. „Zuerst ich dann du. Aber sieh nicht auf, bevor ich rufe, sonst..." drohte sie.

Nachdem das Spiel einige Zeit gewährt hatte, wurden sie müde und setzten sich auf ein Mäuerchen. Die Sonne war halbwegs hinter die Häuser gesunken. Ein paar letzte Strahlen trafen die der Vernichtung anheim gefallene Stätte, woben eine Glorriole von rötlichem Gold um die zerstörten Mauerränder, während auf der andern Seite phantastische Schatten aus den Trümmern wuchsen. Es war sehr still hier. Fern tönte das Rauschen der Großstadt wie leiser Wellenschlag.

„Wir müssen nach Hause", sagte Lukas.

„Nein, wart noch ein wenig", bat Hadwig, „bei mir sind sie froh, wenn ich nicht so bald komme."

Lukas hatte ein schlechtes Gewissen, er wußte, daß seine Mutter sich ängstigte. Doch wenn er gingge, säße Hadwig so schmal und verlassen da. Plötzlich war ihm, als hätte die Tote von heute abend Vergit geglichen. Nein, dachte er erschrocken und vergaß es, da Hadwig versuchte, mit der Fußspitze den Boden zu erreichen.

„Das kannst du nicht", triumphierte sie, „meine Beine sind länger".

Lukas versuchte es ebenfalls, rutschte aber vom Mäuerchen. Hadwigs Lachen verdroß ihn.

„Jetzt gehe ich", sagte er.

Hadwig zog ein Knie empor und umschlang es mit den Händen.

„Einmal hat mir Papa ein kleines Aeffchen gebracht, aber ich mußte es wieder weggeben, Mama wurde ganz nervös, weil es überall herumkletterte".

„Hat er es selber gefangen?" fragte Lukas.

„Vielleicht", antwortete Hadwig obenhin. „Geflogen ist er auch schon. Als er es erzählte, bekam Mama einen Weinkrampf. Da mußte er sie trösten und mich schickte man weg."

Die Kinder schwiegen eine Weile. Die Sonne hatte ihre Strahlen von den Trümmern zurückgezogen. Fahl, trotzig, von keiner Schmeichelei umflunkert, standen sie nun da.

„Mein Vater ist von einer Leiter gestürzt und war tot" fing Lukas wieder an.

„Au!" sagte Hadwig. Sie fühlte sich übertrumpft.

„Wenn er gewollt hätte", fuhr Lukas fort, „hätte

erzeugt und die mütterlichen Gefühle, die Fürsorge, die jeder wahren Frau und Mutter eigen sind, schaffen eine Grundlage für die hohe Kunst des Regierens. Wenn die holländische Bevölkerung ohne Unterschied ihrer Königin dankbare Gefühle für den Frieden und ein gesundes Leben der Nation entgegenbringt, so fragt man sich, ob es nicht vielleicht besser und friedlicher um die Welt stände, wenn noch mehr so kluge Frauen die Geschicke der Völker leiten würden." B.

„Eine englische Großindustrielle"

II.

* Vergl. Nr. 36. Die obigen Ausführungen sind (in freier Uebersetzung aus dem Englischen von A. V.) dem anziehendem Buche „This was my world", von Viscountess Rhondda entnommen. (Verlag Mac Millan & Co., Lim., London.)

Als ihr Vater die junge, bisher aller Berufsarbeit vollkommen fern gehaltene und auch nicht für sie vorbereitete Tochter gefragt hatte, ob sie seine Sekretärin werden wolle, schildert Viscounteß Rhondda ihre Ueberlegungen und dann ihren Arbeitsbeginn folgendermaßen:

„... Ich meinesteils war nicht sicherer, ob dies das Rechte sei, als er selbst. Ich war erst kurz verheiratet und haushalten war mir noch eine wichtige Angelegenheit — wie sollte ich Geschäft und Haushalt verbinden? Mein Haushalt beschäftigte drei Hausangestellte. Jeden Morgen besprach ich mich mit der Köchin und gab ihr von den Vorräten — wie konnte ich um 9 Uhr zur Arbeit fahren, ohne diesen Brauch zu verletzen? Dann war da die Frage des Frauenstimmrechtes. Ich gab bisher alle meine freie Zeit dieser Bewegung. Würde ich gar nichts mehr dafür tun können? Prid (Name einer Freundin. Red.) meinte, ich werde mehr für Stimmrecht und Frauenbewegung leisten, durch erfolgreiche Geschäftsarbeit, denn sonst in Jahren. Und ich wußte, sie hatte recht. Und abends und Samstagmittag konnte trotzdem noch eine Menge geleistet werden. So waren die Zweifel nach einer Seite behoben, es blieb der Haushalt.

Andrerseits waren 1000 Pfund im Jahr viel Geld und würde unser Einkommen mehr als verdoppeln. Das war verlockend. Auch aus verschiedenen anderen Gründen gefiel mir die Idee. Schließlich entschloß sich mein Vater eher als ich und bot mir die Stellung an. Während einiger Tage schwankte ich noch. Ich besprach mich mit meinem Mann, der nichts dagegen einzuwenden hatte. Von Neuem betrachtete ich die Haushaltfrage. Meine Köchin war absolut zuverlässig. Wäre es nicht möglich, Vorräte anzulegen und die Mahlzeiten etc. einmal die Woche, statt siebenmal zu besprechen? Ich ging zu meinem Vater und erklärte mich einverstanden, wenn ich an fünf Wochentagen arbeiten und den Sonnabendvormittag für meinen Haushalt frei haben könne. Der Vertrag wurde auf dieser Basis abgeschlossen. —

In diesen Tagen waren Frauen in den Cardiff-Docks beinahe unbekannt... Ich weiß nicht, ob mein Erscheinen in den Docks Anlaß zu Belustigung gab, wie vermutlich mein Vater befürchtete. War es so, so bemerkte ich jedenfalls nichts davon. Wahrscheinlich sollte ich nichts davon hören. Jedenfalls kam ein alter Herr zu meinem Vater, um ihn zu warnen. Wie er ihm erzählte, hätte er selber daran gedacht, seine Tochter ins Geschäft zu nehmen, hätte aber eingesehen, daß dies unmöglich sei. Es schickte sich einfach nicht, ... eine Frau, allein in dieser Welt der Männer. Außerdem wäre sie jedem Mann ausgeliefert, der mit ihr allein gelegen, sich ihre isolierte Stellung zunutze machen wollte. Mein Vater lächelte. „Der Mann, der das versuchen wollte, würde mir leid tun."

Von Anfang an bestand mein Vater auf meiner Anwesenheit bei allen Unterredungen und Sitzungen. Dies war außerordentlich lehrreich. Ich erinnere mich, daß ich merkwürdig überrascht war, als ich zum erstenmal das Cardiff-Bureau betrat, zu merken, daß sein Name mit Ehrfurcht ausgesprochen wurde, nicht nur von den Angestellten, sondern von allen, die mit ihm in Berührung kamen, während er doch zu Hause vollkommen unzeremoniell behandelt wurde. Noch etwas, das mich interessierte, war die unerhörte Konzentrationsfähigkeit, nicht nur meines Vaters, sondern auch der tüchtigsten seiner Mitarbeiter. War eine wichtige Verhandlung in Gang, so erfüllte die hochgradige Konzentriertheit dieser Geister das Zimmer mit einer merkwürdig lebendigen Kraft. Ich habe seither längst aufgehört, dies zu beachten, aber es ist begreiflich, daß eine junge Frau stark davon beeindruckt wurde, die frisch aus der Welt des Heims und der Salons kam, wo manchmal während Stunden fünf bis sechs Personen zugleich endlose und ziemlich belanglose Gespräche über belanglose Dinge, die niemanden weiter brachten, führten und wo wirkliche Konzentration, da sie nicht benötigt wurde, eine beinahe unbekannte Angelegenheit war.

Im Bureau verlief alles nach einer bestimmten Routine, die sich nur selten änderte. Nach Ankunft meines Vaters erledigte er seine Briefe, gewöhnlich diktierte er sie selbst. Er hatte eine Art (sehr irritierend für seine Sekretärin) alle möglichen, merkwürdigen Briefe, von unwichtigen Leuten, sehr ausführlich zu beantworten, wenn sie ihn interessierten. War das erledigt, so sprach er mit den Leuten, die gekommen waren, ihn zu sehen: Verwalter von Kohlenbergwerken, Generalverwalter, Gesellschaftssekretäre, Verkaufsagenten, Männer, die Geschäfte mit ihm abschließen wollten, Börsenhändler, Anwälte, Kohlenexporteure, Gewerkschaftsführer, politische Freunde, Zeitungsleute, alte Kohlenarbeiter aus den Bergen und Geschäftsfreunde.

Er besaß eine Theorie, die ohne Zweifel für die Länge mancher seiner Unterredungen verantwortlich war. Spreche man mit jemandem, so solle man ihn sich aussprechen, und nicht mit dem Gefühl weggehen lassen, nur die Hälfte von dem vorgebracht zu haben, was er zu sagen beabsichtigt hatte. Er behauptete, eine Unterredung gewänne dadurch das Doppelte an Wert, und unternähme man etwas, so solle man es auch gleich richtig tun. Man wunderte sich oft, woher er die Geduld dazu nahm.

Er hielt sich an gewisse Regeln. Nie ließ er jemanden unnötig warten. Das wäre eine Art von Bluff gewesen, die ihm mißfiel. Nie sah er auf Formalitäten, z. B., ob es an ihm sei, jemanden zu besuchen, oder an jenem, ihn aufzusuchen. Ergaben sich irgendwelche Zweifel, so ging er zum andern. Dies geschah aus Prinzip, und nach meinem Eintreten ins Geschäft war es einer seiner ersten Ratschläge an mich, das gleiche zu tun.

Ein gut Teil seiner Zeit wurde mit dem Ausprobieren neuer Patente ausgefüllt, was ihn stets interessierte. Oft griff er sie auf. Patentierte Feuerungsverfahren, verbesserte Kohlenwäschereien, neue Methoden zum Flicken von Pneus, patentierte Verfahren zum Herstellen von Farben oder Dachziegeln, neue Methoden zur Verwendung von Ton, Verwendungsarten für Nebenprodukte der Kohle,.. dies sind einige davon.

Bald begann mein Vater mich mit dem Schreiben, oder noch öfter, mit dem Verfassen nach bestimmten Angaben, von vertraulichen Briefen, oder mit dem Durchsehen von Schriftstücken privater Natur vertraut zu machen. Einmal bat er mich den Inhalt seiner Rocktaschen zu sortieren, die wie Sattelkaschen vollgestopft waren. Während Monaten speicherten sich die Dinge in ihnen auf. Alles mögliche war da enthalten, vom wichtigen Dokument und streng vertraulichen Briefen bis zu Rezepten für Pillen.

Einen zum Unterschreiben fertigen Geschäftsbrief für ihn zu verfassen war eine Qual. Oft änderte er jedes zweite Wort, bevor er die Erlaubnis zur Beförderung erteilte. Diese Qual wurde von vielen geteilt, denn mein Vater respektierte niemanden und korrigierte jeden Brief mit demselben Nachdruck, selbst wenn er von einem erprobten Korrespondenten verfaßt war. ... Einige Phrasen, die um jeden Preis vermieden werden mußten, waren bekannt. Kein Brief, der die Worte „betreffend" oder „im Bezug auf" enthielt, durfte je das Bureau verlassen, noch durfte man (auch beim sprechen) das Wort „gegenseitig" im verkehrten Sinn gebrauchen. Aber trotzdem gab es noch immer Hunderte von Fällen. Ich überredete ihn, mich die Briefe, die ich für ihn schrieb, auch unterschreiben zu lassen, ging aber einer Erklärung meiner Beweggründe aus dem Wege.

Nach einiger Zeit wurden mir einige seiner Geschäfte zur Beaufsichtigung übergeben. Ich war für sie verantwortlich und mußte ihm darüber Bericht erstatten, wann und so weit ich es für notwendig hielt. So übernahm ich z. B. die Verantwortung für alle seine Zeitungen. Als Politiker hatte er ein zu großes Interesse an der öffentlichen Meinung, um nicht der Presse eine außergewöhnlich starke Wichtigkeit beizumessen. Mit Hilfe einiger Lokalblätter versuchte er die öffentliche Meinung in Süd-Wales zu beeinflussen. Von Zeit zu Zeit, wenn sich eine Gelegenheit ergab, kaufte er eine dieser Zeitungen auf, so daß es ihrer, zur Zeit, als ich die Handhabung übernahm, fünf oder sechs, meistens kleine, in verschiedenen Teilen von Wales herausgegebenen Lokalblätter waren....

Als er nach Amerika reiste, wurde ich seine Bevollmächtigte mit Aufsicht über die ganze Verwaltung. Beim ersten mal zweifelten verschiedene seiner Geschäftsfreunde an der Richtigkeit dieser Handlung. Ich kann mich nicht erinnern, große Befürchtungen gehegt zu haben, und war es bei ihm der Fall, so ließ er sich jedenfalls nichts anmerken. Vollständige Vollmachten bedeuteten bei ihm dies auch im wirklichen Sinne. War er einmal unterwegs, so hörte man, außer hin und wieder einem Brief, wenig von ihm. Selbstverständlich schrieb ich ihm regelmäßig, aber seine Antworten waren selten und enthielten wenig Definitives.

Denke ich zurück, so erscheint es mir merkwürdig, daß ich so leichten Herzens so schwere Verantwortungen übernahm. Ich glaube, ich kannte meinen Vater so gut, daß ich ziemlich genau wußte, was er wünschte, und ich wußte auch, daß er mich nie im Stich lassen und mich nie sehr tadeln würde, unterliefe mir einmal ein Fehler. Seine Billigung und seine Meinung über mich waren mir aber ungeheuer wichtig. Trotzdem kann ich mich, während der Zeit meiner Generalverwaltung, an keine unruhige Minute oder schlaflose Nacht erinnern. Im Gegenteil. Als er einmal in Amerika war, und ich zu Hause die Verantwortung für die Anregung und den Abschluß eines Grundstückgeschäftes trug, bei dem es sich um über 100,000 Pfund handelte, telegraphierte ich ihm: „Benötige vollkommene Handlungsfreiheit", und — charakteristisch für ihn — ich erhielt sie sofort.

— Es seien hier noch die beiden letzten Sätze des so warm und lebensnah geschriebenen Buches niedergeschrieben, mit denen die Autorin ihre Selbstbiographie abschließt: „Nichts in der Welt ist zu vergleichen mit der Freude, die man fühlt, wenn man etwas als absolut nötig und wert zu leisten herausgefunden hat und es dann auch tut. — Das Leben war sehr gut zu mir." —

Ein Blick in das Kriegsland*

M. O. Hangen und Bangen um den Frieden in Mittel-Europa ist so stark geworden, daß Spanien darob beinahe in Vergessenheit geriet. Die Scharen von Emigranten, die auf die Hilfe von uns Schweizern angewiesen sind, wurden so erschreckend groß, daß es einem schon beinahe unverschämt vorkommen könnte, noch für andere, fernere Opfer eines grausamen Geschehens sammeln zu wollen. Und doch tun wir es, laut und vernehmlich.

Als ich vor wenigen Wochen in Barcelona einen nächtlichen Luftangriff miterlebte, da wollte ich es nicht begreifen, daß wir in der Schweiz kaum drei Zeilen in unseren Tageszeitungen darüber erfahren, ja vielleicht nicht einmal das. Täglich werden kleine Städte und Dörfer des republikanischen Spaniens bombardiert, ohne daß die Weltpresse davon Notiz nähme. Es ist ja keine Sensation mehr!

Es ist 4 Uhr morgens. Durch das Gewimmer der Sirenen geweckt, bin ich aufgefahren und stehe nun am Fenster. Schon schlagen die Bomben auf. Die nervösen Finger der Riesenscheinwerfer tasten den Himmel ab. Sie suchen das feindliche Flugzeuggeschwader und scheinen es nicht zu finden. Rote Leuchtkugeln steigen auf und geben an, wo die Abhörgeräte die Bomben vermuten. Es platzen die Bomben eine nach der andern, in wohlausgerichteter Reihe und dumpf tönen die Abwehrkanonen dazwischen. Schwarze Rauchsäulen steigen gegen den Himmel. Die 2 Millionenstadt liegt im tiefen Dunkel da (Verdunklung heißt in Spanien: Abschneiden des elektrischen Stromes!) und wir vernehmen nicht einen Laut. Wir wissen, da unten in der Stadt drängen sich die Menschen in den Unterständen und Untergrundbahnen zusammen. Es schläft niemand. Alle halten den Atem an. Eine moderne Weltstadt zittert wie im Fieber und dahinter liegt der ungeheure Körper des schlafenden Europa. Dahinter schlafen die Menschen und wollen es nicht wahrhaben, daß Europa an einer Ecke brennt. Jetzt sind die Jagdflugzeuge aufgeflogen und es beginnt der Kampf in der Luft. Nach mehr als 2 Stunden ertönen die Sirenen noch einmal: Der Alarm ist vorüber. Nun ist die Stadt aus der Betäubung erwacht. Sanitätsautos rasen durch die Straßen. Ich höre wie unweit von uns ein Haus zusammenstürzt, als hätte es sich noch halten wollen bis zum Ende des Alarmzustandes.

Am Morgen erscheinen unsere spanischen Mitarbeiter zur gewohnten Zeit im Bureau. Niemand spricht von der durchwachten Nacht. Niemand weiß, wie viele Opfer sie gekostet hat. Erst später finde ich heraus, daß eine Bombe in eine Schlange von Leuten gefallen ist, die sich zum engen Eingang des Unterstandes drängten. Da wird wohl keiner mit dem Leben davongekommen sein.

In den Häusern der inneren am meisten gefährdeten Stadt sollen nicht mehr viele die Nacht verbringen. Wo sind sie? Wenn man es unternimmt, um 11 Uhr nachts durch jene armseligen Quartiere zu wandeln, so muß man aufpassen, daß man nicht auf die Schlafenden stößt. Da liegen die Familien auf ihren Matratzen, ja auf den Trottoirs rings um die Eingänge der Unterstände. Und alle Gänge der Untergrundbahn sind in enge stickige Schlafställe verwandelt. Am Morgen rollt man die Matratzen zusammen, und schiebt sie beschürzt an die Wand. Friedlich schon schlafen Kinder und alte Leute, vertrauensvoll aneinandergelehnt. Die älteren und jüngeren Bewohner der Untergrundbahn kommen meist erst gegen Mitternacht.

Was dies Volk ertragen kann!

Wir Schweizer wären längst schon zusammengebrochen. Aber das spanische Volk kannte den Hunger schon vor Ausbruch des Krieges. Und es hat einen großen Bundesgenossen: die glühende spanische Sonne. Sie ersetzt wohl etwas von der mangelnden Nahrung.

Vor Ausbruch des Krieges hatte Barcelona kaum eine Million Einwohner. Heute sind es weit über 2 Millionen. Eine Million Flüchtlinge müssen mitgenährt und mitgelagert sein.

Ein ungeheures Problem für Friedenszeiten, eine unlösbare Aufgabe im Kriege, bedenkt man, daß die reichen Olivengegenden Kataloniens in den Händen Francos sind, daß aus dem fruchtbaren Norden des Landes und aus der „huerta" (Garten) von Valencia keine Früchte mehr hinüber kommen, und daß die Stadt vom Meer her blockiert ist.

Es läßt sich nicht sagen, wie viel die Bevölkerung von Barcelona noch zu essen hat; die Verteilung ist zu ungleich. Wenn auch seit Wochen nur noch die Brotration (1050 Gramm pro Kopf in der Woche) ausgegeben werden konnte, so heißt das nicht, daß die Leute sich bloß aus Brot ernähren. Die Gewerkschaften haben die Möglichkeit, hie und da Lebensmittel zu erwerben, unregelmäßig allerdings und für die Menge der Gewerkschaften in knappen Quantitäten. Auch lassen sich im Schleichhandel manchmal noch Eßwaren auftreiben. Wer etwas zu vertauschen hat, ist noch am besten daran. „Eßwaren sind Gold, Tabak sind aber Diamanten", sagte mir einmal ein Spanier. Für Tabak ist schlechtweg alles zu haben. Zu den „Edelsteinen" gehört auch die Seife. Einem unserer Mitarbeiter wurde einmal ein Huhn für ein Stück Seife angeboten!

Ich werde den Blick der Frauen nicht vergessen, die in einem der grausigsten Flüchtlingslager Barcelonas von der Schweizerhilfe Seife ausgeteilt erhielten. Das Lager ist in einer schö-

Ein Spanienkind ißt seine Schweizersuppe

* Wir erhalten immer wieder die Aufrufe der verschiedenen Arbeitskreise, die in der Schweiz versuchen, dem so schwer heimgesuchten spanischen Volke beizustehen. Dieser Artikel, geschrieben von der Sekretärin der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder soll auf die hingebungsvolle Hilfe aller unserer Organisationen aufmerksam machen und werben für weitere Mithilfe, da wir nicht jeder einzelnen Organisation das Wort geben können. Viel, sehr viel benötigen wir heute im eigenen Lande, aber — noch sind wir selbst von Kriegselend verschont... Helfe, wer helfen kann! — Red.

---

er mit der Faust einen Tisch mitten entzwei schlagen können".

Ihm war wirklich, als hätte er das einmal gesehen. Hadwig ruischte nun ebenfalls vom Mäuerchen.

„Hat dich deine Mutter gern?" fragte sie.

Lukas war verblüfft, er hatte nie darüber nachgedacht.

„Mama mag mich nicht," erklärte Hadwig. „Als sie einmal wütend war, sagte sie, ich sei schuld, daß sie nicht mit Poli reisen könne. Sie nennt Papa Poli, blöd, nicht?" (Fortsetzung folgt.)

Von den Luzerner Musikalischen Festwochen

Der Sommer 1938 hat dem schweizerischen Kulturleben eine Bereicherung gebracht, die als Auftakt gelten soll zu künftigen Großtaten: Die Luzerner Musikfestwochen. Sie werden kein einmaliges, sondern ein sich wiederholendes Ereignis sein durch großzügige Entfaltung stets neuer Möglichkeiten. —

Wo eine bezaubernd schöne Landschaft als Feststätte dient, erfahren erlesene Kunstgenüsse eine besonders mannigfache Wirkung. Die Reize des Vierwaldstättersees mit seinem Riesenkranz von Bergen, Wäldern und Matten erfreuten die Sinne der Festbesucher und machten sie besonders empfänglich für die erhabenste der Künste, die Musik. Deren Großmeister hatte man zusammengerufen, um sie durch Erinnerungsdokumente zu vereinigen in der „Internationalen Musikausstellung von Luzern"; und eine Auslese herrlicher Werke wurden von einer erlauchten Künstlergemeinde dargeboten. — In den ehrwürdigen Prachträumen des Rathauses war die Schau von Schriften und Erinnerungsgegenständen der bedeutendsten Vertreter von hohem Interesse und Wert, indem sie die Musikgeschichte lebendig darstellte. Vorerst fesselten den Beschauer kunstvolle Handschriften mit Gradualien in der Neumenschrift des 11., 12. und 13. Jahrhunderts, Leihgaben der Klöster Rheinau und Ittingen. Neben Minneliedern erblickte man Iselins Lautenbuch, Orgeltabulaturschriften, Bachs selbst gestochenen Druck seiner Klavier-Uebung 1. Teil. — Bewunderung erweckte Rameaus „gestochene" Notenschrift, Mozarts lebensfrohes Wesen sprach aus seiner leichten, zierlichen Schreibart. Nicht leicht zu entziffern ist Haydns Entwurf zur „Schöpfung". Der Kämpfer, Dulder, Sieger Beethoven tritt uns ergreifend, ja erschütternd nahe in der Verschiedenartigkeit seiner Briefe, Skizzen, Manuskripte, bald flüchtig hingeworfen, bald sorgfältig geschrieben und notiert. — Aus dem aufgeschlagenen Manuskript zu Verdis Requiem wird in klarem Notenaufbau das gewaltige Dies Irae lebendig; Brahms, Wagner, Liszt geben durch eindrucksvolle Dokumente Zeugnis ihrer künstlerischen und menschlichen Eigenart. Aufschlußreich in dieser Hinsicht sind die Noten-Handschriften der heutigen Zeitgenossen: klar und schön diejenigen von Schoeck, Debussy, Richard Strauß; kraus, schwer entzifferbar schreibt Puccini, auf großartige Wirkung ausgehend Mascagni, — schräg nach rechts, eigenwillig und fremdartig Strawinsky. Französisches Musikleben und Wirken findet besondere Würdigung in einer eigenen umfassenden Schaustellung voll lebendiger Dokumentierung. So werden alte und neue Epochen wachgerufen zu eindrucksvoller Begegnung mit großen Tonkünstlern. Damit ist die würdige Stimmung geschaffen zum Genusse hervorragender Werke.

Wohl keiner der Festbesucher versäumte die Gelegenheit, einmal die reizende Motorbootfahrt nach Tribschen zu unternehmen, wo Richard Wagner seine glücklichsten Schweizerjahre verbrachte. Ganz nahe dem einfach wohnlichen Landhaus, als Wagner-Museum eingerichtet, gab Toscanini sein erstes Festkonzert in der improvisierten Freilicht-Konzerthalle unter mächtigen Baumgruppen. Ueber die Darbietung des hier komponierten Siegfried-Idylls an dieser Stätte wäre wohl Wagner selbst beglückt gewesen.

Nicht minder feierlich gestaltete sich Toscaninis zweites Konzert in der mächtigen Luzerner Kongreßhalle. Ein internationales, elegantes Publikum, ein Sonder-Orchester von 80 der besten Musiker unseres Landes, und der greise, so jugendliche Dirigent, dem herauschend schönen Klangkörper sprühendes Feuer entlockend. Die F-Dur-Sinfonie von Brahms gestaltete er als wahrhafte Urmusik, erschütternd, aufwühlend bis ins Innerste, des Lebens Nächte selbst heraufbeschwörend. Der Bann wich erst von den Künstlern wie von der Zuhörerschaft, als die Pause Gelegenheit gab, in nächtlicher Sommerstille, angesichts der Festbeleuchtung, sich draußen vor der Halle zurückzufinden in die irdische Welt. „Musik du mächtige, vor dir entschwindet der schönsten Sprache ausdrucksvollstes Wort."

Dieses durfte erleben, wer auf kurz oder lang an den Luzerner Festwochen teilnahm. Jene Kunstfreunde, welche ihnen fernbleiben mußten, konnten doch am Radio vollendete Wiedergaben hören; konnten die Meisterdirigenten Gravina, Ansermet, Busch, Bruno Walter, Mengelberg und Toscanini erkennen durch die unvergeßliche Interpretation großer Tonwerke. So haben die Initianten dieser Feste mit allen Durchführenden zu restlosem Gelingen zusammengewirkt. Außer den Konzerten gab es zahlreiche Sonderveranstaltungen, zu denen die eindrucksvollen Passionsspiele vor der Hofkirche gehörten. Es läßt sich denken, wie sehr das internationale Publikum, aber nicht minder das schweizerische, bei schönem Wetter auch noch die herrliche Gegend genoß und schätzte.

Die Musikfestwochen sollen Tradition werden. Bereits hat Toscanini weitere Konzerte zugesagt. „Sein" Sonderorchester sollte ein ständiges schweizerisches philharmonisches Orchester werden und wäre dann, wenn möglich, auch unter der Stabführung anderer Meisterdirigenten, dazu berufen, unserm Musikleben ein neues Gepräge von höchstem Werte zu geben. H. Lr.

nen gotischen Kirche eingerichtet. Im Schiff schlafen die Männer, auf der Empore und in den Zellen des anstoßenden Klosters die Frauen und Kinder. Als meine Begleiterin und ich in den Klosterhof traten, stürzten sich ein paar Frauen auf uns. Sie hielten in der Hand ein Geschirr mit dünner dunkler Suppe, in der ein paar weiße Bohnen schwammen. Sie begannen zu klagen und uns um Hilfe anzuflehen. Ein junges Mädchen brach in Tränen aus und berichtete, sie müsse täglich zwei mal die 5 Kilometer Weg bis zum Flüchtlingslager zurücklegen, um die Suppe für sich und die Ihren abzuholen. Und immer weniger erhielte sie für die 7köpfige Familie.

Erlaubte es mir der Platz, so könnte ich noch von manchen herzzerreißenden Szenen berichten, die ich in Flüchtlingslagern gesehen habe. Ist es ein Wunder, wenn viele dieser Menschen die Achtung vor sich selbst verloren haben, wenn es ihnen egal geworden ist, wie sie dahinvegetieren? Haus und Hof haben sie fluchtartig verlassen. Familien sind oft versprengt worden. Seit einem Jahr und länger arbeiten sie nichts mehr. Nur Kinder bekommen sie. (Gibt es überhaupt erwachsene Frauen ohne Säugling?) Ich traf eine junge Mutter, die keinen Fetzen hatte für das Kind, das in wenigen Tagen geboren werden sollte. Zum Glück konnten wir ihr von unserem Lager die Ausstattung für ihren Säugling geben.

Wie bleich die Kinder sind und wie alt ihre Augen! Manche sind ganz allein im Flüchtlingslager und wissen nicht zu sagen, wo ihre Familie geblieben ist, ein Glück noch, wenn sie ihren Namen wissen.

Und was tut die Schweizerhilfe?

Manche von den Leserinnen werden wissen, daß das schweizerische Hilfswerk zuerst 4 speziell gebaute Evakuationsautos nach Spanien entsandt hat, um Kinder aus Madrid an die damals weniger gefährdete Küste zu fahren. Zu diesen Wagen kam vor einem Jahr, als Geschenk der ostschweizerischen Sonntagsschulen, unser schöner Autocar „Zwingli" und im Winter das Camion „Dufour", zur Hauptsache eine Gabe des schweizerischen Gewerkschaftsbundes. Heute führen die Wagen Flüchtlinge aus der Levante-Front gegen Valencia und tiefer in den Süden und aus Barcelona in die kleineren Orte Kataloniens. Seit einem Jahr empfangen werdende und stillende Mütter mit ihren Kleinkindern 2 ausgiebige Mahlzeiten täglich in unserer Madrider Kantine. 400 alte Leutchen — das obligatorische Mindestalter ist 74! — lassen sich am Mittag eine gute Suppe schmecken. 1000 Schulkinder von Madrid haben seit etwa 5 Monaten zum Frühstück einen Becher heiße Schweizermilch erhalten. Mütter, die ihren Säugling nicht ernähren können, bekommen von unserem Lager in Valencia Kondensmilch. Etwa 1000 Flüchtlingskinder sind in Katalonien in schönen Kinderheimen untergebracht. Durch einen Betrag von 15 Fr. monatlich sichern ihre Schweizer Paten ihnen die Existenz. Als im Frühjahr die großen Scharen von Flüchtlingen aus der Aragongegend gegen Barcelona drängten, da hat die „Ayuda Suiza" zusammen mit den Quäkern Kantinen errichtet, in denen die Kinder am Morgen einen warmen Milchbrei und am Nachmittag Apfelmus aus Schweizerobst erhielten. Es waren 1500 Kinder, die wir so bis Ende Juli „über Wasser" halten durften. Tausende und Tausende von Kindern in Katalonien, Valencia und Madrid haben Kleider, Seife, spezielle Milchprodukte erhalten. Dank den ausgezeichneten Lagerräumen, die uns die Firma Suchard zur Verfügung gestellt hat, können wir eine genaue Kontrolle über die ein- und ausgehenden Lebensmittel halten. Ein Stab von Schweizern und Schweizerinnen leiten das Werk. Wir haben viele spanische Hilfskräfte. Doch die Führung liegt in Schweizerhänden. Es ist Rudolf Olgiati, Sekretär des internationalen Zivildienstes, der nun seit 1½ Jahren die Verantwortung für das Werk trägt. Zu einem großen Teile ist es ihm zu verdanken, wenn die „Ayuda Suiza" unter den ausländischen Hilfsorganisationen den ersten Rang hält.

Und Franco-Spanien?

Die Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder ist eine neutrale Organisation. Sie hilft da, wo die Not am dringendsten ist, ohne nach der politischen Einstellung der Schützlinge zu fragen. Nun ist aus vielen Gründen die Not im nationalistischen Spanien nicht annähernd dieselbe wie auf der andern Seite.

Von Hungersnot ist nicht zu sprechen. Es fehlen im Grunde bloß die Textilien und das Schuhwerk. Das Schweizerhilfswerk bedient sich für die Verteilung seiner Gaben der internationalen Vereinigung für Kinderhilfe in Genf. Es hat dieser Organisation einen Personenwagen zur Verfügung gestellt. Es sind bisher Waren (vor allem Stoffe und Kleider) im Werte von ca. 40,000 Franken verteilt worden.

Die Arbeit in der Schweiz.

Es wäre nicht möglich gewesen, die 450,000 Kilogramm Waren, die bisher von der Schweiz nach Spanien gerollt sind, zu sammeln, ohne das Vertrauen eines großen Teiles unseres Volkes. Die Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder ist im Frühjahr 1937 gegründet worden, um die Spanienhilfe auf eine neutrale Ebene zu heben. Es gehören ihr alle politischen Richtungen an, vom Arbeiterhilfswerk, den sozialistischen Frauen, bis zur Caritaszentrale. Besonders aktive Mitglieder sind Arbeiterhilfswerk, internationaler Zivildienst und Wartenweiler-Freunde. Die Arbeitsgemeinschaft hat im ganzen Schweizerlande ca. 90 Sektionen, die jede ihre eigene Zusammensetzung aufweist. An vielen Orten sind die Frauenvereine sehr aktiv an der Hilfe beteiligt. Auch die Friedensvereinigungen haben oft sehr gut mitgearbeitet. Im Kanton Bern und Waadt haben die Lehrer sich des Werkes angenommen. In allen Schulen durfte für die Spanienkinder gesammelt werden.

Auf den Herbst soll ein Aufruf von Obst und Gemüse an die ländliche Bevölkerung ergehen. Wir brauchen gedörrtes Obst und Gemüse für den Kampf gegen die Avitaminosekrankheiten, Zerfall der Haut, Ausschläge, Augenkrankheiten.

Die Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder mit allen ihr angeschlossenen Mitgliederorganisationen ist nicht das einzige schweizerische Hilfswerk für spanische Kinder. Auch die Freunde des republikanischen Spaniens arbeiten. Doch geben sie nur auf die republikanische Seite und bedienen sich der spanischen Behörden für die Verteilung ihrer Gaben.

Die Freunde des schweizerischen Sanatoriums in Puigcerdà patronisieren unabhängig vom Werk der Arbeitsgemeinschaft einige Kinderkolonien. Sie beziehen ihre Mittel hauptsächlich aus Genf.

(Auch die Schweiz. Aerzte- und Sanitätshilfe, als Zweig der von Paris aus geleiteten „Centrale Sanitaire Internationale", eine vorwiegend von Aerztekreisen organisierte Hilfe auf dem Gebiete der Sanität, sei hier erwähnt. Red.)

Das Bureau der Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder befindet sich in:
Zürich, Badenerstr. 16;
Bern, Dr. Hans Lehmann, Tillierstraße 36;
Basel, Frau T. Martig, Wenkenstr. 58, Riehen-Basel.

Postcheck: Für die gesamte Schweiz:
Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder VIII 13 149.
Bern III 11 444.
Basel Arbeitsgemeinschaft für die spanische Zivilbevölkerung V 4113.
Schweiz. Arbeiter-Hilfswerk, Zürich, VIII 24 359, Höngerstr. 80.

Was sagt die Leserin?

Zum Artikel „Es geht auch uns an" sendet uns eine Lehrerin die Schilderung eines Vorfalls in ihrer Klasse, aus dem der Einfluß des Kinos auf Schüler, diesmal ein beinahe zum Verhängnis werdender Einfluß, ersichtlich ist:

„Während einer Schönschreibstunde ging in einer Ecke der Klasse plötzlich ein kleines Feuerwerk los. Ein Bube von 10 Jahren saß dort. Bei der Untersuchung über die Störung ergab sich folgendes: Der Knabe war mit seinen Eltern im Kino gewesen und er hatte dort ein Kriegsbild, vielleicht auch bloß eine Gefechtsübung mit Handgranaten gesehen, was ihm so imponierte, daß er in einem Laden, wo Feuerwerkartikel zu haben waren, sich Miniatur-Handgranaten kaufte, um dieselben im Spiel mit seinen Kameraden verwenden zu können. Die Dinger waren bereits schon an die 6—8 Mithelfer verteilt worden. Dem Anstifter passierte nun zufälligerweise das Mißgeschick, daß sich eine der Petarden in seinem Hosensack entlud. Auf die Frage, woher das Geld zu dem Zündstoff gekommen sei, stellte es sich heraus, daß das Bürschchen es seinen Eltern entwendet hatte. — B.

Für den Hausdienst

In der zweiten Hälfte des September veranstaltet die kantonal-zürcherische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst einen

Kellenverkauf

im Kanton Zürich. Der Erlös soll ihr für die Erfüllung der mannigfachen Aufgaben zufallen, die sie sich im Interesse unseres Zürcher Volkes gestellt hat. Als Zentralorganisation umschließt sie alle diejenigen zürcherischen Frauenvereine von Stadt und Kanton, die sich mit der hauswirtschaftlichen Ertüchtigung unserer jungen Mädchen befassen, sei es durch Einrichtung von Kursen und Fortbildungsgelegenheiten, Förderung der bürgerlichen und bäuerlichen Haushaltlehre, Schulung von Haushaltlehrmeisterinnen, Ausrichtung von Stipendien zur hauswirtschaftlichen Ausbildung und Schaffung jungen Nachwuchses für den Hausdienst. In einer Zeit, da jedes Volk mehr als je auf die eigenen guten Kräfte angewiesen ist, gewinnen diese wichtigen Aufgaben besondere Bedeutung. Wir zweifeln daher nicht, daß alle Kreise am „Chelletag 1938" lebhaften Anteil nehmen und dies durch Kauf einer Oberländerkelle beweisen!

Vom Wirken unserer Vereine

Konsumgenossenschaftlicher Frauenbund der Schweiz. (K. F. S.)

Ueber ihre Arbeit berichtet uns die Sekretärin dieses Vereins: „Der Konsumgenossenschaftliche Frauenbund sucht durch eine vielseitige Propagandatätigkeit die Frauen für die Konsumgenossenschaften zu gewinnen und Gelegenheitskäuferinnen zu treuen Genossenschafterinnen zu erziehen. Sein Tätigkeitsgebiet hat sich in den letzten Jahren wesentlich erweitert. Immer mehr treten an Stelle der in der Mitgliederzahl beschränkten Frauenkommissionen allen Frauen offen stehende Genossenschaftliche Frauenvereine, die ihre Aufgabe vor allem in der Förderung der hausfraulichen Interessen erblikken. Ihre erfreuliche Entwicklung beweist, daß damit ein vielversprechender Weg eingeschlagen wurde. Standen vorher Hauspropaganda und Aufklärung über das Genossenschaftswesen im Vordergrund, so sind jetzt hauswirtschaftliche Ertüchtigung und Erziehung zur überzeugten Genossenschafterin in den Mittelpunkt der Arbeit gerückt.

Zum Aufgabenkreis der Sekretärin gehört deshalb die Mithilfe bei Veranstaltungen hauswirtschaftlichen Charakters der einzelnen Sektionen, die Neugründungen von Genossenschaftlichen Frauenvereinen, die Ausgestaltung des Mitteilungsblattes, die Pflege aller Frauenbestrebungen zum Schutze der Konsumenten. In der in Aussicht genommenen Hauswirtschaftskommission, die sich mit der Prüfung und Begutachtung aller hauswirtschaftlichen Fragen befassen wird, öffnet sich der Sekretärin ein weites Tätigkeitsfeld. Als Leitgedanke über der ganzen Arbeit steht die Verbreitung der Genossenschaftsidee. Es gilt den Hausfrauen zu zeigen, welche Macht sie als Einkäuferinnen darstellen, wie begehrt ihre Kaufkraft ist und welche Vorteile ihnen die genossenschaftliche Warenvermittlung bietet.

Der Frauenkurs am Genossenschaftlichen Seminar (Stiftung von Bernhard Jaeggi) war im vorvergangenen Jahr der Ausbildung von Jugendgruppenleiterinnen gewidmet, im letzten Jahr galt er besonders der Schulung von Leiterinnen von Genossenschaftlichen Frauenvereinen und -Kommissionen. So stellt sich der Konsumgenossenschaftliche Frauenbund in den Dienst der gesamten Genossenschaftsbewegung."

G. Gr.

Die offene Stelle

An der

Hauswirtschaftlichen Forbildungsschule

der Sekundarschul-Gemeinde Wetzikon-Seegräben (Kt. Zürich) ist die Stelle der Haushaltungslehrerin zu besetzen auf 1. Oktober 1938.

Anmeldungen mit Wählbarkeitszeugnis, Ausweis über bisherige Tätigkeit an den Präsidenten der Sekundarschulpflege, Dr. W. Müller-Steinlein, Kempten/Wetzikon.

Von Kursen und Tagungen

Schweiz. Frauengewerbe-Verband

Delegiertenversammlung am 8. und 9. Oktober in Luzern.

Aus dem Programm:

Referat von Dr. A. L. Grütter, Bern: Die Erziehung unserer Mädchen zum Beruf.

Referat von Dr. Imfeld, Bern: Möglichkeiten und Grenzen staatlicher Preisbeeinflussungen.

Versammlungs-Anzeiger

Bern: Sekt. Bern des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins, Donnerstag, den 22. Sept., 20.15 Uhr, im Großratssaal: Vortrag von Dr. Esther Odermatt: „Was hat Jeremias Gotthelf uns Frauen von heute zu sagen? (Vorverkauf der Billette zu Fr 1. —und 2.— ab 19. 9. in der Buchhandlung Frande).

Bern: Lyceumklub, 23. Sept., 15.30 Uhr: Besichtigung der römischen Ausgrabungen auf der Engehalbinsel, unter Führung von Frau Prof. Tschumi. Anschließend: Tee. Abfahrt: 14.25 Uhr mit der Zollikofenbahn (Bahnhofplatz) bis Gemeindespital. Bei zweifelhaftem Wetter: Auskunft im Lyceum von 11—12 Uhr (Tel. 28.642).

Zürich: Frauenstimmrechtsverein, Mittwoch, 21. Sept., 20 Uhr, Karl der Große: Mitgliederversammlung. Nach den übl. Traktanden Vortrag von Frau B. M. Spiegelberger-Lutz: Ueber J. J. Bachofens Lehre vom Mutterrecht.

Zürich: Lyceumklub, Rämistraße 26, 19. September, 17 Uhr. Literarische Sektion: Causerie-récital donnée par Anne-Marie Redard, professeur au „Geneva College for women" (College universitaire américain) à Céligny-Genève: Ronsard selon les traditions de l'époque" avec accompagnement de viole d'amour. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen (abwesend).
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet

50 Rappen kostet ein Zvieri mit Tee, belegtem Brötchen und Gebäck

Alkoholfreies Restaurant Zeughausgasse Bern

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant P 6166 T
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen

In prächtiger und gesunder Gegend gelegene, gut eingerichtete Haushaltungsschule 3420
leitet junge Mädchen zu selbständiger Führung des Hauswesens an. Unterricht und Umgangssprache französisch. Sprachen, Sport, Musik. Prospekte und Auskunft durch die Leiterin Mme. Anderfuhren
Ecole nouvelle ménagère, Jongny sur Vevey

Für werdende und stillende Mütter!
CARISTOP (neues kombiniert. Kalkpräparat) Nach Dr. P. Günther
bewahrt Ihre Zähne vor dem Verfall und verschafft Ihrem Kinde bessere Zahnkeime. P 8345 Y
In allen Apotheken erhältlich. Verlangen Sie Kurpackungen. CARISTOP Company GmbH, Bern.

HANS GIGER
BERN
Lebensmittel-Großimport u. Kaffeerösterei liefert Ihnen von den anerkannt
besten Tee-Sorten der Welt
lauter hochgewachsene, hochfeine, für unsere Schweizer Wasser geeignete
Himalaya - Darjeelings Flowery Orange Pekoes
Indian & Ceylon - Brokens
ferner den berühmten
Lyons' Tea
und feinste Qualitäten in Portionenbeutel
Tel. 22.735
P 9465 Y

DAS HAUS FÜR FEINE TRICOTAGEN
Gautschy-Kuhn ag
ZÜRICH
Bahnhofstraße 46
Eing. Augustinergasse
BASEL
Bäumleingasse 10
empfiehlt seine geschmackvollen und praktischen
JERSEY-KOSTÜME
für Herbst und Winter - Maßarbeit
P 5718 Q

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080
P 2088 G

Vegetarisches Erholungsheim
Hohfluh-Hasliberg
Station Brünig, Berner Oberland, 1100 m ü. M.
ruhig, gepflegt, sonnig. Südlage. Das ganze Jahr offen. Tagespreis von Fr. 6.50 an. Prospekte. Telephon 4.14.
Rosa Schneider und Gertrud Holenstein. 4798

Hotel Augustinerhof-Hospiz
St. Peterstraße 8 Zürich beim Paradeplatz
Zimmer mit und ohne kalt und warm Wasser von Fr. 3.50 bis Fr. 5.—. Ruhige, zentrale Lage, behagliche, neu renovierte Räume, gepflegte Küche.
4593 Leitung: Schweizer Verband Volksdienst, Zürich

LUZERN
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser. Stiftung des gemeinnütz. Frauenvereins Sektion Stadt Luzern. P 1039 Lz

Gemeinnütziges Unternehmen in Hauptstadt der Ostschweiz sucht für die selbständige Führung ihres
alkoholfreien Betriebes
(Restaurant und Speisesäle) erfahrene, tüchtige
Leiterin
Bewerberinnen, die schon in solchen Betrieben tätig gewesen sind, wollen sich mit ausführlichen Angaben über Ausbildung, bisherige Tätigkeit, Gehaltsansprüche und Referenzen melden unter Chiffre B 3962 G an Publicitas Winterthur.

MONTANA
Ferien und Kur
im heimeligen „Chalet de la Fôret", Tel. 8. Fließendes Wasser. Auf Wunsch Diät. Frl. L. Meyer.

Wie Du das machst, Elsy, immer so nett gekleidet zu sein? Das ist so: Das meiste mache ich mir selbst, ab und zu lasse ich einen Rock oder einen Mantel von Terlinden umfärben, ändere etwas daran u. habe wieder ein neues Stück. Voilà!
TERLINDEN
Küsnacht-Zürich
Die größte Färberei u. Chem. Reinigungs-Anstalt d. Schweiz